



**EVA-MARIA BAST**

**Mondjahre**  
*Roman*

SPANNUNG

**GMEINER**



## 6. KAPITEL

*Konstanz, Bodensee, 23. Juli 1914*

Johanna scherte sich nicht um die Beschimpfungen, als sie sich rücksichtslos durch die Menschenmenge und bis zum Zeitungsstand vorkämpfte, um ein Exemplar zu ergattern. Sie warf einen Blick auf die Schlagzeile, fand bestätigt, was die Menschen sich auf den Straßen zuschrien, und rannte so schnell sie konnte nach Hause. Einen Monat war die Ermordung Franz Ferdinands nun schon her und keiner hatte mehr an einen Krieg geglaubt. Sophie und Pierre hatten das Aufgebot bestellt und Johanna sich in eine friedvolle Zukunft mit Sebastian geträumt. Und nun war alles wieder ins Wanken geraten!

Johanna eilte durch die bekieste Auffahrt und flog die Treppen zum Haus ihrer Eltern hinauf. Sie hatte erwartet, sie im Wohnzimmer zu finden, aber die gute Stube war leer, das einzige Geräusch war die laut tickende Wanduhr. Johannas Elternhaus glich einem kleinen Schloss. Ihr Vater hatte sich der Baufreudigkeit der letzten Jahre angeschlossen und es errichtet. Und auch wenn es noch relativ neu war, so kam es Johanna doch vor, als handle es sich um einen sehr alten Familienbesitz und als stünde das Haus schon seit Jahrhunderten dort an seinem Platz am Ufer. Es hatte zum See hin einen kleinen Erker, in dem ein winziger Sekretär stand. Und das Treppenhaus verlief in einem entzückenden kleinen Turm. Der Garten befand sich auf der geschützten Rückseite des Hauses.

Johanna machte kehrt und rannte nach draußen. Sie fand ihre Familie unter dem großen Nussbaum, der den hinteren Teil des Gartens beschattete. Justus, Helene und Sophie saßen am Tisch bei Kaffee und Kuchen, Marlene hockte auf der Wiese und flocht ein Blumenkränzchen und die kleine Franziska schlief unter einem weißen, leichten Spitzendeckchen in ihrem Kinderwagen. Unvermittelt packte Johanna die Wut, als sie ihre Familie so friedlich am Tisch sitzen sah. Wie konnten sie *Kaffee trinken*, während draußen die Welt unterging?

Sie achtete nicht auf das mahnende »Johanna!«, das ihre Mutter ihr zuzischte, als sie ohne ein Wort des Grußes auf den Tisch zustürmte und mit blitzenden Augen die Zeitung mitten auf die schön gedeckte Tafel warf. Eine Ecke des Blattes landete in einem hübschen Schälchen mit Rosenmuster in der schneeweißen Sahne. Sophie richtete sich alarmiert auf und wollte nach der Zeitung greifen, doch Justus war schneller.

»Du hattest recht, Vater«, rief Johanna atemlos, während Justus stirnrunzelnd die Zeitung aufschlug und Helene, die aufgeregt mit ihrer Serviette versuchte die Sahneflecken

von dem Papier zu entfernen, wegscheuchte wie eine lästige Fliege. »Die Ruhe war nur trügerisch. Österreich-Ungarn hat Serbien ein scheinbar unerfüllbares Ultimatum gestellt, und alle Welt ist empört«, fuhr Johanna fort.

Justus rückte seine Brille zurecht und begann zu lesen. Beklommenes Schweigen machte sich am Tisch breit. Helene starrte ihren Mann an – beleidigt, weil er sie so grob zurückwies, sie, die es doch nur gut gemeint hatte. Zugleich aber war sie auch verängstigt: Er richtete darüber, ob das ernst zu nehmen war oder nicht, ob ihre Welt zerbrechen oder in dieser Form bestehen bleiben würde. Auch Johanna und Sophie beobachteten Justus wie gebannt. Nur die beiden Kinder bekamen von all dem nichts mit. Marlene sang ein Lied und auch das machte Johanna aggressiv. »Sei doch endlich ruhig«, zischte sie ihre Schwester an.

»Johanna, es reicht«, sagte Helene scharf. Johanna presste die Lippen aufeinander. Ihre Mutter begriff mal wieder nichts. Sie vergrub sich in ihrer Welt aus Spitzen, schneeweißer Sahne und Rüschen und schob alles andere weit fort.

Justus hatte den Artikel zu Ende gelesen, faltete die Zeitung zusammen und legte sie auf den Tisch. »Ich habe es gewusst«, sagte er ruhig. »Auf irgendeine Weise musste Österreich ja reagieren. Ich habe befürchtet, dass es diese sein würde.«

Helene, die gerade eine der zerbrechlichen Tassen zum Mund geführt hatte, stellte sie ruckartig wieder ab. Kaffee schwappte über den zarten Rand und in die Untertasse. Ängstlich sah sie ihren Mann an: »Und was bedeutet das denn nun?« Ihre Stimme war schrill.

»Es bedeutet erst mal gar nichts, Mutter«, antwortete Johanna statt des Vaters und hoffte, dass sie nicht allzu gereizt klang. Sie machte Anstalten, ebenfalls am Kaffeetisch Platz zu nehmen, und sagte: »Ich fürchte, dass eine Mobilmachung der russischen Armee bevorsteht.«

»Woher weißt du das?«, fragte Helene streng.

»Habe ich unterwegs aufgeschnappt«, gab Johanna schnippisch zurück und wandte sich an ihren Vater. »Was meinst du, wird es zum Krieg kommen?«

Justus zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht«, sagte er mit einem Seitenblick auf Helene.

Johannas moosgrüne Augen saugten sich am Gesicht ihres Vaters fest. »Und was würde ein Krieg für uns bedeuten?«, fragte sie eindringlich.

Justus erhob sich und ging zu der kleinen Marlene, die immer noch unter dem Baum saß und Blumenkränzchen flocht. Die Aufregung der Erwachsenen hatte sie nicht beeindruckt. In einer beinahe verzweifelten Geste nahm Justus seine Tochter auf den Arm und drückte sie an sich. So, als könne er sie damit vor allem schützen, was noch kommen mochte. Dann nahm er, mit Marlene auf dem Arm, wieder Platz. Das Mädchen schmiegte

sich an ihn und verbarg sein Gesichtchen in seiner Halsbeuge. Es war verwirrt und glücklich zugleich. Zuneigungsbekundungen gab es von dem eher strengen Vater doch recht selten. Sie waren aufregend wie eine Karussellfahrt, die man herbeisehnte und vor der man sich zugleich fürchtete, weil sie einem fremd war.

»Wahrscheinlich würde es zwei Fronten geben, eine zu Russland und eine zu Frankreich«, antwortete Justus, als er wieder saß. Sophie sprang auf und brachte dabei die ganze Kaffeetafel ins Wanken, was ihr einen leisen, panischen Aufschrei von Helene bescherte. »Wieso denn zu Frankreich?«, rief Sophie wild. »Malt doch nicht immer so schwarz!« Sie warf ihre Serviette auf den Teller und rannte ins Haus.

Justus sah ihr erstaunt nach: »Was hat sie denn, sie ist doch sonst nicht so.«

»Pierre ist Franzose«, erwiderte Johanna, »hast du das vergessen?« Sie stand ebenfalls auf. »Ich gehe mal nach ihr sehen.«

## 7. KAPITEL

*Ein Gut in der Nähe von Neidenburg, Ostpreußen, 27. Juli 1914*

Luise ließ ihren Blick über das weite Gut ihrer Großmutter schweifen. Sie hatte es immer als einen Ort empfunden, der ihr Schutz bot, ihr Heimat war. Wenn sie hier war, fühlte sie sich sicher. Doch in dieses Gefühl der Sicherheit mischte sich zunehmend ein unbestimmtes Gefühl der Angst. Die Kriegsangst hatte sie alle im Griff, Fred, ihr Vater, der als Zollinspektor arbeitete, brachte jeden Tag beängstigendere Neuigkeiten heim. Die Grenzwachen auf der russischen Seite trügen nun neue Uniformen und bekämen neue Munition, sie seien für den Krieg gekleidet, erzählte er mit bleichem Gesicht und großen, geweiteten Augen. Luises Mutter Augusta war ständig in Sorge um den Vater. Und je näher man der russischen Grenze kam, desto öfter sah man Soldaten, die hohe Leitern an Häuser lehnten, um über die Dächer hinweg mit ihren Fernrohren zu beobachten, was sich jenseits der Grenze tat. Auch Luises Blick flog beunruhigt immer öfter in die Richtung, in der Russland lag. Sie musste sich eingestehen, dass sie sich in der Wohnung der Eltern in Neidenburg, die sie nie gemocht hatte, weil sie dem Vergleich mit dem Haus der Großmutter nicht standhielt, inzwischen wesentlich wohler fühlte als auf dem großelterlichen Gut. Schlicht und einfach deshalb, weil das Gut näher an der Grenze lag als Neidenburg.

Sie zuckte zusammen, als es an ihrer Zimmertüre klopfte. Es war noch immer ihr Zimmer, obwohl sie schon seit zehn Jahren mit den Eltern in der Stadt lebte. Doch die Großmutter hatte es so gelassen, wie es immer gewesen war. Mit den Spitzenkissen auf dem Bett und den vielen kleinen Püppchen auf dem Regal. »Du sollst hier immer ein Zuhause haben«, hatte die alte Dame gesagt und ihr mit ihren faltigen Händen über die Wange gestrichen. Diese vertraute, alte Haut auf ihrer, gepaart mit dem Duft, der von ihrer Großmutter ausging – sie roch nach Lavendel und frischer Wäsche – verstärkte das Gefühl, zuhause zu sein.

Luise seufzte. War es das noch? Ein Zuhause, obwohl es keine Sicherheit mehr bot? Sie erhob sich, um zu öffnen und blickte in das vertraute Gesicht von Olga, dem russischen Dienstmädchen, in dem seit zwei Wochen die Angst wohnte, eine Angst, die sich der Gesichtszüge der jungen Frau von Tag zu Tag mehr bemächtigte. Olga war vielleicht fünf Jahre älter als Luise, und die beiden hatten sich immer gut verstanden. Sie sahen sich in die Augen. Luise mochte die lebhafteste, kleine, runde Russin, die ihre farblosen Haare zu einem

strengen Knoten im Nacken band, was die Rundheit ihres stets von Fett und Schweiß glänzenden Gesichts noch betonte. Schon manches Mal hatte Luise bei Olga in der Küche gegessen, Plätzchen genascht und die Ältere kichernd über die Liebe ausgefragt. Olga hatte ihr einige Dinge über Männer beigebracht, Dinge, die sie ihre Mutter nie hätte fragen können. »Ach, Olga«, sagte sie nun sanft und nahm die Bedienstete in den Arm.

Lange standen sie so. Olga weinte, Luises Schulter wurde nass von ihren Tränen. Endlich löste sich Olga von ihrer Freundin.

»Ich ...«, begann sie und es gelang ihr vor Verlegenheit, Scham und Furcht nicht, Luise anzusehen, also blickte sie zu Boden, als sie sagte: »Ich habe gekündigt.«

Rückblickend würde das für Luise immer der Moment sein, an dem das Grauen begann. An dem die bis dahin deutlich vorhandene aber doch subtile Angst einer rasenden Furcht wich. An dem sie wusste, dass es schlimm werden würde, ganz schlimm.

Und als sie Olga nun zum Abschied in die Augen blickte, fragte sie sich, ob sie sich je wiedersehen würden. »Egal, ob es Krieg gibt oder nicht, wir werden uns immer lieb haben, Olga, ja? Wir werden immer Freunde sein und keine Feinde.«

Olga, der die Tränen jetzt in Sturzbächen über die Wangen liefen, nickte vehement und sagte in ihrem gebrochenen Deutsch: »Ich werden dich nie vergessen.« Dabei presste sie beide Hände an ihr Herz.

Luise sah ihr durchs Zimmerfenster nach, als Olga mit ihrem kleinen Koffer in Richtung der russischen Grenze ging. Gerade noch rechtzeitig. Vier Tage später sollte es an allen Grenzübergängen ein heilloses Durcheinander geben, denn dann wollte auch der Letzte in seine Heimat zurück. Tausende Russen drängten aus dem Deutschen Reich nach Hause und umgekehrt. Und als die Russen zeitweise die Grenzübergänge sperrten, stieg die Hysterie derer, die nicht in ihrem vermeintlich sicheren Heimatland waren, in einer flirrenden Wolke zum Himmel und braute sich dort droben drohend und Unheil verkündend zusammen. Doch da hatte Olga lang schon die Grenze passiert und war auf dem Weg ins Landesinnere, wo ihre Heimat war.